Nr. 590. 38. Jahrgang

Abend-Ausgabe.

Sonnabend, 20. November 1909

Berliner Tageblatt

und Handels-Zeitung.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortlichkeit.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin.
Druck und Verlag von Rudolf Mosse in Berlin.

Die goldene Menschheit.

Am Ende des dritten Buches des „Staates" erzählt Plato eine Fabel, eine Bergmannsgeschichte, die von Kupfer, Silber und Gold handelt. In dieser Fabel heißt es: „Ihr alle, die ihr diese Stadt bewohnt, seid Brüder, aber als Gott euch geschaffen hat, da hat er denen, aus deren Samen unsere Könige hervorgehen sollten, Gold beigemischt, und darum sind sie die köstlichsten; für unsere Wächter nahm er Silber, für die Bauern und die Handwerker Eisen und Erz. Da ihr nun alle eines Stammes seid, so werdet ihr wohl meistens Kinder zeugen, die euch gleichen; aber es kann doch auch vorkommen, daß ein silbernes Kind von einem Goldenen und ein goldenes Kind von einem Silbernen entspringt, und so fort, bald auf die eine als ihre erste, heiligste Pflicht auf, daß sie nichts so sorgfältig wahren, nichts so tief ernst beobachten sollen als ihre unmündigen Kinder — welches Metall sie in ihren Seelen empfangen haben. Und wenn ihnen nun ein Kind mit einem Zusatz von Eisen oder Erz geboren wird, dann sollen sie ja kein Mitleid mit ihm haben, sondern sie sollen ihm den Wert zumessen, der ihm ansteht, und es in die Klasse der Bauern oder Handwerker ausstoßen. Wird aber diesen ein Kind mit Silber oder Gold geboren, dann haben sie ihm die gebührenden Ehren zu zollen und ihm Eintritt in die Verwaltung oder das Heer zu verschaffen."

Hier spricht ein Aristokrat, der in den Vorurteilen seiner Zeit und seiner Kaste lebt und glaubt, daß die Menschen, je nach ihrer Zugehörigkeit zu einer Klasse, aus einem besonderen, wertvolleren oder minderwertigen Metall bestünden, das sie, wie man derber zu sagen pflegt, aus verschiedenem Teig gebacken seien. Der da spricht, ist aber kein Reaktionär; denn er erkennt schon das Prinzip des Auf- und Absteigens, der Zirkulation an, das erst seit kurzem in dem modernen Staat zu Ehren gekommen ist. Napoleon I. mußte noch erklären, daß „jeder Gemeine den Marschallstab im Tornister trage", und diese Erklärung trug für das Empfinden seiner Zeit einen durchaus revolutionären Charakter. Im Grunde besagt sie nichts anderes, als daß den „goldenen Kindern" die gebührende Ehre erwiesen werden solle. Heute ist dies Axiom theoretisch allgemein anerkannt; wir rufen mit Bassermann: „Die Tüchtigsten sollen herrschen!" und die besten Köpfe unter unseren Pädagogen mühen sich um ein System ab, das unter den Zöglingen der Volksschule die von edlerem Metall entdecken und sie ihrer höheren Bestimmung zuführen soll. An die „goldene Menschheit" glauben wohl in den Tagen der Eulenburgerei nur noch wenige, und die Redensart von den „geborenen Führern" hat der Junkerschwärmer Fontane in seinem unbefleckten Herzen bon sens mit den Worten abgetan: „Der absolute Staat mag noch so viel Vorzüge haben, er ist für ein freifühlendes Herz doch eine Unerträglichkeit; er hat die Annahme zur Voraussetzung, daß Wissen, Macht, Herrscherbefähigung in Schichten steckt, während es doch einfach in den Individuen lebt."

Indessen ist es vielleicht lehrreich, einmal anzufragen, wie sich denn Plato die goldene Menschheit, in deren Hände er die Herrschaft legte, nun eigentlich vorstellte. Sein Ideal war dem lakedämonischen Gemeinwesen entnommen. Den Edelsten und Besten war jeder materielle Genuß versagt, und jeder von ihnen hätte für seine Lebensführung das Motto „Genießen ist gemein" in Anspruch nehmen dürfen. „Die Handwerker" — sagt Walter Pater in seinem Buch über Plato — „dürfen sich animalischen Freiheiten, wie sie für Leute, die den ganzen Tag im Schweiße ihres Angesichts schaffen, natürlich, gerechtfertigt und nicht eigentlich niedrig erscheinen, uneingeschränkter hingeben als diejenigen, die in stillen Gedanken oder mit dem Schwert in der Hand Wache halten." Diese hält ein asketischer Kommunismus zusammen. Das Wort, das diese mönchischen Krieger von frühester Kindheit an beherrscht, heißt: „Lerne gehorchen!" (Das Wort, das Zelter in ein Stammbuch schrieb, und das Goethe mit Freuden las und lobte.) Sie verzichten auf ihr Familienleben, sie verzichten sogar auf die eigene Persönlichkeit, hierin, so entlegen die Parallele scheinen mag, den Jesuiten nicht unähnlich. Regieren ist resignieren. Sie existieren nur noch als Kollektivwesen im Dienste ihrer Kaste.

Ein enges und armes Ideal, das aber in der Einheitlichkeit und Konzentration seiner Durchführung imponieren muß, und als ein ragendes Monument von strenger Schönheit durch die Zeiten leuchtet. Allein die moderne Aristokratie aller Länder, die goldene Menschheit von heute, hat mit diesem Ideal nichts mehr gemein. Sie ist — von einzelnen wundervollen Ausnahmen abgesehen — dem trivialsten Lebensgenuß ergeben und kann nur noch im plutokratischen Sinne die „goldene" genannt werden. Sie ist nur noch darauf bedacht, sich ihre Privilegien zu erhalten und ihren Besitz vor Besteuerung zu schützen. Ein aristokratisches Ideal hegt sie nicht mehr, weigert sich aber auch, im Bürgertum aufzugehen. Als das Bürgerliche Gesetzbuch durchberaten wurde, machte die konservative Partei das Gelingen des Werkes von der Aufnahme oder Nichtaufnahme eines Paragraphen über den Wildschaden abhängig; die Reichsfinanzreform gefährdete und schädigte sie, weil ihr die Erbschaftssteuer unbequem war. Sie widersetzt sich dem notwendigsten Fortschritt — und sie vermag dafür keinerlei Aequivalent zu bieten. Ihr Egoismus wird durch keine Leistung gerechtfertigt; ihr Konservatismus ist ideenlos und erschöpft sich in dem Bestreben, das Bestehende als solches zu erhalten. Zu gleicher Zeit ist sie erwerbssüchtig im schlechten Sinne, indem sie den Staat und die Masse der Steuerzahler auszubeuten sucht. Ihr Erwerb ist weit weniger das Ergebnis energischer Arbeit, die diese Kaste ja im Grunde genommen als den Pflichtteil des Bürgerlichen ansieht; er ist unearned increment, unverdienter Wertzuwachs, der durch Ausnutzung höfischer, administrativer und politischer Beziehungen und Einflüsse geschaffen ist. Es ist kein Wunder, daß eine solche Aristokratie dem Volk nicht mehr zu imponieren vermag. Gewiß, wir bedürfen auch heute noch einer Aristokratie; aber nur aus denen kann sie bestehen, die nicht allein durch Begabung und Willenskraft über ihre Volksgenossen emporragen, sondern sich einer strengen Pflichtenlehre und einer unerbittlichen Selbstzucht unterwerfen und ihr Wirken nicht einer Kaste, sondern der Nation zu eigen geben.

Werle.

Rücktritt des „bosnischen" Ministers.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Wien, 20. November.

Oesterreichs auswärtige Politik wird demnächst in den Vertretungskörpern zur Sprache kommen, da nach Beendigung der Krisen in Oesterreich und Ungarn die Delegationen anfangs Dezember in Wien zusammentreten werden, um mindestens ein Provisorium für das gemeinsame Budget zu beschließen. Vorher wird noch der Reichsfinanzminister Baron Burian, gegen den in der österreichischen Delegation einmütiger Widerstand zu erwarten wäre, demissionieren und wahrscheinlich durch den Grafen Johann Zichy ersetzt werden.

Das für die Delegationen vorbereitete Rotbuch wird, wie ich erfahre, sehr interessante Aktenstücke zur Annexion Bosniens enthalten, jedoch keine Schriftstücke über vorangegangene geheime Verhandlungen zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn. Soweit russische Aktenstücke publiziert werden, erfolgt ihre Veröffentlichung im Einvernehmen mit der Petersburger Regierung, wie dies diplomatischer Brauch ist. Die letzten Verhandlungen hierüber finden gegenwärtig statt.

Das „Reformwerk" der griechischen Militärliga.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Athen, 20. November.

Die Arbeiten der Kammer schreiten weniger schnell voran, als die Regierung erwartet hatte, und die Session, die Ende November geschlossen werden sollte, wird nun mindestens um zwei Wochen verlängert werden müssen. Selbst bis dahin aber dürften nur die wichtigsten Gesetze votiert werden, vor allem aber die den Offiziersverband selbst interessierenden Gesetze über die Reorganisation der Armee und der Marine sowie die wichtigsten Finanzgesetze, auf denen das neue Budget aufzubauen sein wird. Eine sehr große Zahl anderer bereits vorgelegter Gesetzentwürfe wird unerledigt bleiben, und diese der angekündigten Entwürfe sind überhaupt über das Stadium der Bearbeitung noch nicht hinausgekommen. Man beginnt eben einzusehen, daß die Reorganisation der gesamten Verwaltung in einigen Monaten nicht durchzuführen ist, ebensowenig wie die Beseitigung der Schäden einer seit Generationen dauernden Mißwirtschaft. So ist das „Reformwerk", das bisher durchgeführt wurde, in der Hauptsache auf die Erfüllung dessen beschränkt, was von Heer und Flotte für Heer und Flotte mit den Mitteln der Empörung gefordert und mit den Mitteln der Diktatur durchgesetzt worden ist.

Die Verfassungskrise in England.

Das politische Leben in England gibt augenblicklich lauter Rätsel auf. Aus allen Parteilagern erschallen nun Kampfrufe, niemand aber weiß, wie dieser Kampf zunächst geführt werden soll. In der durch die Ablehnung des Budgets geschaffenen Lage ist, so meldet uns der Telegraph aus London, noch keinerlei Aenderung eingetreten. Obwohl das Unterhaus am 23. November zusammentreten wird, ist doch nicht zu erwarten, daß es von dem Vorgehen der Peers irgendwie Kenntnis nehmen werde, bevor Lord Lansdownes Resolution tatsächlich angenommen ist. Für die Nacht, in der das Budget abgelehnt werden soll, sind in der Nachbarschaft der Parlamentsgebäude große Volkskundgebungen geplant. Ferner soll eine Versammlung der liberalen Partei stattfinden, in der die Partei aufgefordert werden soll, die politische Lage ernstlich „in Erwägung zu ziehen". Ueber die finanziellen Folgen des Vorgehens der Lords und über die von der Regierung nach der Ablehnung geplanten Schritte ist nichts Endgültiges bekannt. Da aber feststeht, daß das praktische Ergebnis aller Schritte, die von den beiden Häusern des Parlaments und der Regierung noch unternommen werden, in jedem Falle die Auflösung des Unterhauses sein wird, so wendet sich das Interesse der Oeffentlichkeit gar nicht mehr den staatsrechtlichen Streitfragen, sondern dem Wahlkampf zu, der tatsächlich bereits begonnen hat. Unser Londoner Korrespondent berichtet uns über die Situation:

β **London**, 20. November. (Privat-Telegramm.)

In liberalen Kreisen ist man geneigt, noch in letzter Stunde eine Gesetzvorlage einzubringen, nach der die Wahlen im ganzen Lande alle an einem Tage stattzufinden

Tagebuch des Südens.

Von [Nachdruck verboten.]

Fritz Engel.

Auf der Fahrt nach Genua. Siebenundzwanzig Stunden Eisenbahnfahrt von Berlin nach Genua. Eine Strapaze? Ein Genuß. Ich strecke mich lang auf das Polster und lege wie immer dem Takt der Räder die schönsten Texte unter. Ta—ram—ta—tam! Fort—von—Ber—lin! Aus—blau—e—Meer! — Si—zi—li—en! — Nord—af—ri—ka!

Frankfurt am Main fliegt vorbei, die Schweiz wird durchrast, der Gotthard in sechzehn Minuten genommen. Ah, da sind die ersten Edelkastanien, der Oleander steht in der funkelnden Blüte, die der Oktober ihm noch einmal gibt, und blauseiden glänzt der See aus den Weinspalieren. Der Zug hält, und eine Stimme ruft: „Facchino!" In meinem Coupé sitzt eine würdige Hamburgerin, den Bädeker in der Hand. Sie sagt verwundert zu ihrem Gatten: „Facchino? Ich denke, das hier ist Como." „Aber Memee!" sagt die Tochter und schämt sich.

Genua. Diese Stadt ist nicht mehr weit davon, ihre große Vergangenheit durch eine große Gegenwart auszutilgen, und was für Genua gilt, wird bald für ganz Italien zutreffen. Wer jedes paar Jahre einmal in dieses Land kommt, merkt, wie es sich verwandelt. Es blüht und gedeiht und will seinen Anteil am lebendigen Leben und seinen Gütern, und es behagt sich nicht mehr in der Rolle der Großmama, um die die Enkel sich drängen, weil sie so reizende Sächelchen aus uralten Zeiten in ihrem Glasspinde hat. Man muß sich in Genua die schönen alten Dinge schon zusammensuchen, und man ist immer in Gefahr, von irgend etwas Neuem und Neuestem, was man ebenso gut oder ebenso schlecht in Berlin haben kann, aus den Träumen alter Pracht herausgerissen zu werden. Aber dann sieht man doch ein altes, wuchtiges Geschlecht wieder aufstehen. Herrenmenschen, die dem lieben Gott Paläste schenkten, um ein Recht zu haben, sich selbst noch schönere zu bauen.

An Bord. Nun soll es nach Catania gehen. Aber das Lloyddampfschiff will noch nicht. Man ist beim Norddeutschen Lloyd jetzt etwas sparsam geworden. Man hat die „Preußen" und die „Bayern" und die „Sachsen", diese Schwestern, die zu den liebenswürdigsten Erscheinungen des Mittelländischen Meeres gehörten, verkauft, und man bewältigt den Verkehr nun mit kleinen Schiffen, die dann um so reichlichere Gütertransporte haben. Mein Dampfer löscht und ladet vierundzwanzig Stunden länger, als im Fahrplan steht, und man kann nicht behaupten, daß er zu denen gehört, die ihre Arbeit still verrichten. Ich mache die Antikärmliga des Dr. Theodor Lessing auf diese Geräusche aufmerksam. Nur ein Verein zur Bekämpfung des Schlafes kann sie erfunden haben.

Aber nun schwimmen wir. Das Meer breitet sich neckend und wiegend unter unsere Füße, die Sonne lockt springende Delphine aus der Flut, und die Möwen, die das gute Essen dieser Lloydschiffe noch in seinen Abfällen zu schätzen wissen, wandern rastlos mit. An der Tafel zeigt sich, daß der Dampfer von Kontinent zu Kontinent, von Spanien an der Küste Afrikas vorbei nach Asien fährt. Hier reicht ein Volk dem anderen friedlich und neidlos die Schüssel. Der große Muktbar Pascha kehrt aus Europa heim. Er trägt auf einem müden Körper einen lebensvollen, ins Orientalische übersetzten Virchowkopf, und er ist ein sehr scharmanter alter Herr. Mit einem russischen General tauscht er alte Kriegserinnerungen aus. Sein Begleiter Janko Bey, der eben noch auf Deck in einer französischen Ausgabe des Plato gelesen hat, erzählt nicht gerade im Tone der Liebe von Abdul Hamid. „C'était un diable!" Deutsche Hochzeitspärchen schmiegen sich aneinander, Engländer verhalten sich ablehnend insular, und neben mir sitzt ein Herr, der sich mehrfach aus Versehen sein Glas aus meiner Flasche füllt. Ich halte ihn deshalb für einen Griechen.

Catania-Taormina. Neapel liegt nun schon weit hinter uns. Ich bin nicht an Land gegangen. Ich mag diese Stadt nicht, die im wesentlichen eine Mißgeburt aus Orient und Okzident ist. Ihre Bewohner haben von beiden Eltern nur die schlechten Eigenschaften. Das herrliche Aquarium ist ein deutsches Werk, und so bleibt als Glanzstück eingeborener Arbeit nur das Museum. Es war Feiertags wegen geschlossen; das ist sein gewöhnlicher Zustand. Und Neapels Schönheit, der Golf, leuchtet auch ins Schiff hinein. Den Sinn des Wortes „bleu meurant" verstand ich an diesem Abend, als der sterbende Tag das tiefe und wie von innen erhellte Blau von Land und Wasser zusammenmischte und dann langsam ins Schwarze hinübergleiten ließ.

Jetzt aber ist bereits Catania passiert, und ich sitze im Grase zwischen den Sitzreihen des Griechischen Theaters von Taormina, unter mir die Stadt mit dem Gürtel des blauen Meeres, vor mir schneebedeckt der rauchende Aetna, der seine Fruchtbarkeit so listig hinter einer sanften, gemächlich ansteigenden Kontur verbirgt. Nicht nur das äußere Gesetz der Schwerkraft hält ja uns Menschen an der Erde fest; wir sind ihr auch mit unseren Sorgen und Aengsten und Schmerzen verknüpft, und es gibt wenige Stunden im Leben, wo wir diese Angebundenheit nicht fühlen. Hier, inmitten dieser Säulen, im Anblick dieser Landschaft, in der Sonne des italienischen Herbstleuzes, im Schatten einer großen Vergangenheit löst sich die Fessel von unserem Fuße. Ein vollkommenes Gefühl der Befreiung von allem Gewohnten und allem Gewöhnlichen, von allem, was nach Mühe und Bedrücktheit und irdischer Beschränkung aussieht, strömt tief in uns hinein. Die Sehnsucht nach dem restlos Schönen ist erfüllt. Hier ist sie erfüllt.

Ich habe dort oben, während dreier Tage, da ich der Besucher eines Theaters war, in dem erfreulicherweise nicht mehr gespielt wird, wieder Goethes „Italienische Reise" vorgenommen. Wie wenig gibt er doch dem Entzücken Ausdruck, das er empfunden hat. Er ist zumeist von einer Sachlichkeit, die mir in meinem Enthusiasmus fast philiströs vorkam. Erst nach und nach fühlt man, wie sehr er uns Nachgeborenen auch darin überlegen ist. Wir erfassen nur gerade die „Stimmung" eines solchen Ortes, er aber, viel wissend, glänzend vorbereitet, gleich begabt mit einem Blick fürs Große wie fürs Kleine, sah und erfaßte den Ort selbst. Er huldigte der Schönheit, indem er sie beschrieb. Er warf sich ihr nicht mit irgendeinem Kompliment zu Füßen, was schöne Frauen, wenn sie halbwegs klug sind, nicht vertragen können. Er setzte sich ihr ruhig gegenüber und sagte ihr mit stillen Worten, warum sie schön sei und wieso sie anders schön sei, als andere. Was Dichter in ihm war, schlief darum nicht. Während dieser Reise, unter Entbehrungen, von denen wir Schlafwagenexistenzen uns überhaupt keine Vorstellung mehr machen können, hat Giovanni Volfangio Goethe den Sinn dieser Stätten in deutsche Poesie gewandelt. Seine Reiseeindrücke heißen „Hygiegnie" und „Tasso".

Messina. In Taormina ist die Verwüstung längst zum Frieden und zum holdesten Reiz geworden. Man steht auf den Gräbern von Generationen ohne Schmerz, fast mit Neid. Auch in Messina bebte die Erde nicht, als ich die Stadt besuchte, aber Tod und Verderben liegen noch sichtbar, hörbar, riechbar in den Straßen. Man kann diesen Ort nicht nur einen Kirchhof nennen. Denn um Gräber ist Ruhe, und nur Bienen sammeln ihre Nahrung aus den Blumen, die auf Totenhügeln wachsen. Hier aber ist es der Mensch, der sich vom Gestorbenen nährt. In Massengräbern schlummern, wild zusammengerafft, viele Tausende, und andere, neue Tausende verdienen ihr Brot, indem sie ohne Ueberstürzung die Wände der Paläste abtragen, die am Halsenrand gestanden haben. Noch sieht man, durch keine Fassade mehr verdeckt,